

Kirchengeschichte im Hell-Dunkel

Die Philosophisch-Theologische Hochschule St. Georgen in Frankfurt am Main macht sich 1993 in zwei gewichtigen Werken um die Kirchengeschichte verdient. Der Fundamentaltheologe Peter Knauer legt eine fast tausend Seiten umfassende Ausgabe und deutsche Übersetzung von „Briefen und Unterweisungen“ des Ignatius von Loyola vor¹, und der Kirchenhistoriker Klaus Schatz läßt dem ersten Band der Geschichte des Ersten Vatikanischen Konzils (s. d. Zschr. 211, 1993, 214) erstaunlich rasch Band 2 „Von der Eröffnung bis zur Konstitution „Dei Filius““ folgen².

Die Publikation P. Knauers ist eine respektable editorische Leistung. Sie folgt in ihrer Auswahl der chronologischen Anlage der 12 Bände Briefe und Instruktionen des Ignatius, die 1903–1911 in der Reihe „Monumenta Ignatiana“ erschienen sind. Es handelt sich also nicht um ein Lesebuch, sondern um ein Nachschlagewerk, für dessen Benutzung die differenzierten Register hilfreich sind. Wer mit ihm umgeht, muß die wichtigen Fragen schon mitbringen. Dies zeigt bereits der erste erhaltene Brief (6. Dezember 1524). Er ist an eine Witwe aus Barcelona gerichtet, die Ignatius nach seiner Rückkehr aus Jerusalem im März 1524 in ihrem Haus aufgenommen hat. Diese Auskunft gibt eine dem Brief wie allen Dokumenten der Sammlung vorangestellte Einleitung. Um aber den Tenor des geistlichen Beratungsbrieves verstehen zu können, muß man wissen, was der „Pilger Inigo“ bei der fast ein Jahr dauernden Unterbrechung seiner Wallfahrt in Manresa (1522/23) durchlebt hat: eine Versuchung zur Selbsttötung und eine „Erkenntnis“ am Ufer des Gordone, in der ihm alle Wahrheiten des Glaubens und des menschlichen Wissens aufgingen.

Einen wegweisenden Schlüssel bietet neben den Registern eine Liste von Themen (XXI f.), die nicht systematisch, sondern alphabetisch von „Armut“ bis „Widerstände“ aufgeführt werden. Der Benutzer kann so die Erörterung ignatiani-

scher Probleme quer durch all die hier vorgelegten Texte verfolgen, so etwa das mit 33 Dokumenten bestückte Thema Gehorsam. Dabei ist der Hinweis Knauers zu beachten, daß es „angesichts der von Ignatius geübten Teamarbeit in sehr vielen Fällen unmöglich ist, das genaue Ausmaß seiner eigenen Anteile und dessen seiner Sekretäre zu bestimmen“ (XXVII). Eine herausragende Rolle spielte dabei in späteren Jahren Juan de Polanco, von dem auch eine Bemerkung stammt, die über diese Edition hinaus anzeigt, wie problematisch die Ausübung des Gehorsams für Ignatius war: „Bis dahin (bis zur Wahl zum Generaloberen 1541) hatte Ignatius das Ruder des Schiffleins eher als Vater geführt, der alle im Geist gezeugt hatte, und als Freund, der ihr Vertrauen durch Klugheit und Liebe gewonnen hatte, weniger als Oberer, der mit rechtlicher Gewalt ausgestattet ist, um die anderen zu führen.“ Die zum Thema Gehorsam aufgeführten Stücke sind sehr informativ und zeigen das Problem in konkreten Situationen. Damit soll nicht beansprucht werden, es in allen seinen Dimensionen einsichtig zu machen. Es ist jedoch festzustellen, daß P. Knauer aus den 6815 Texten der Originalausgabe sehr klug 400 ausgewählt und so einen Zugang zum Lebensbild des Ignatius vermittelt hat.

Ganz entsprechend der editorischen Absicht ist bei der deutschen Übersetzung „großer Wert auf möglichste Wörtlichkeit gelegt“ (XXVIII). Wer im deutschen Sprachraum bei seiner Beschäftigung mit Ignatius von Loyola eine Hilfe benötigt – die meisten Textstücke sind im Original italienisch oder spanisch –, wird dieses Verfahren um der philologischen Präzision willen begrüßen. Knauer illustriert es mit der Gegenüberstellung einer Übersetzung von Hugo Rahner und seiner eigenen (XXIX). Der „Normalleser“ wird sich wohl für den um die Biographie des Ignatius so verdienten Hugo Rahner entscheiden.

Im angekündigten Band 2 der sehr verdienstlichen „Deutschen Werkausgabe“ des Ignatius von

Loyola sollen das von Februar 1544 bis Februar 1546 reichende Tagebuch (ein erschütterndes Zeugnis für das Problem der Armut im Orden), der „Bericht des Pilgers“, die „Geistlichen Übungen“ sowie die Satzungen und Regeln der Gesellschaft Jesu vorgelegt werden. Diese Zeugnisse werden den Zugang zu dem so vielschichtigen „Pilger Inigo“ erweitern und vertiefen. Ob der so kundige Herausgeber eine biographische Skizze beisteuern wird?

Der Gesellschaft Jesu ist auch im 2. Band der Geschichte des Ersten Vatikanums von Klaus Schatz ein angemessener Raum zugewiesen. „Die Haltung der ‚Civiltà cattolica‘ kann, wie schon vor dem Konzil, nicht uneingeschränkt als repräsentativ für den Jesuitenorden gelten“, so knüpft der Verfasser (27) an die Erörterungen im ersten Band an und vermerkt, daß der Chefredakteur dieser Zeitschrift praktisch unbegrenzten Zugang zu Pius IX. hatte, der sogar selbst in der Redaktion mitwirkte und einmal die Druckfahnen las. Andererseits aber war der Generaloberer Pierre Jean Beckx um eine „mäßige Position“ in der das Konzil bestimmenden Frage der päpstlichen Unfehlbarkeit bemüht und wählte als Berater einen den Minoritätsbischöfen nahestehenden Theologen – „sehr zum Verdruß Pius' IX.“. In der Analyse der Diskussionen hebt K. Schatz (212) die Schrift des Repetitors am Germanicum hervor, wonach der Papst unfehlbar ist nur „als Mund, Sprecher und Organ der Gesamtkirche“; dies sei „die durchdachte, klarste und theologisch fundierteste Schrift“ der Minorität.

Der Verfasser stellt dem Band eine Charakterisierung der „Majorität und Minorität“ des Konzils voraus (23–36) und gibt so einen Leitfaden für die am „Thema Nummer Eins“, der Unfehlbarkeit, sich bildende „Zuspitzung der Gegensätze“ innerhalb des Konzils (137–215) und für die „Spaltung der Katholiken“ in den Kontroversen (219–278), die besonders im deutschen und im französischen Raum ausgefochten wurden. Als Protagonisten der Majorität werden Erzbischof Manning von Westminster und Bischof Senestrey von Regensburg vorgestellt, die beide 1867 am Petrusgrab gelobt hatten, für die päpstliche Unfehlbarkeit einzutreten. In Auseinandersetzung mit der Literatur unterstreicht der Verfasser, daß die Mehrzahl der Konzilsväter zunächst nicht auf

die Definition der Infallibilität fixiert war, vielmehr ganz allgemein eine Stärkung der päpstlichen Autorität erwartete, womit eine Wiederholung der neuzeitlichen Konflikte vermieden werden könne.

Hinsichtlich der Minorität, der 130 bis 140 der etwa 700 Konzilsväter angehörten, kritisiert Schatz die „Inopportunismus-Legende“, wonach diese Gruppe in der Regel keine sachlichen Bedenken gegen die Unfehlbarkeit gehabt, sondern nur die ausdrückliche Definition für nicht opportum gehalten habe (31f.). Die Minorität der Bischöfe, die sich zumeist aus der deutsch-österreichisch-ungarischen und der französischen Gruppe zusammensetzte, habe sich freilich schwerer als die Majorität zusammenfinden können, weil die Bedenken gegen die Definition sehr unterschiedlicher Art waren. In einen umgreifenden Zusammenhang rückt der Verfasser wie schon in Band 1 die Kontroversen, indem er darauf hinweist, daß die Minoritätsbischöfe „noch in irgendeiner Weise an die Versöhnung von Kirche und moderner Gesellschaft“ glaubten, von der Definition aber die „totale Konfrontation“ befürchteten.

Klaus Schatz hat die Konflikte zwischen den Infallibilisten und den Anti-Infallibilisten sehr differenziert und durchaus sachlich vorgeführt und widmet ihnen zu Recht den größten Teil des Bandes, zumal sie auch immer wieder bei jeder Gelegenheit ausbrachen. Ein Leser, für den es sich nicht um irgendeine Geschichte handelt, kann einer tiefen Resignation nur schwer entgegenkommen. Konnten sich diese Männer nicht um des Glaubens willen auf einen allseits tragbaren Kompromiß einigen?

Aber die „Versuche zur Bildung einer ‚dritten Partei‘“ (152–156) scheiterten, weil es sich „um mehrere, sehr disparate, eher nebeneinander laufende... Initiativen“ handelte. Der Verfasser hat auch die Reaktion der Staaten auf das Konzil (281–310) ausführlich dargestellt und resümiert, daß „die schmale Schicht der liberalen Katholiken und ihrer Sympathisanten im Protestantismus praktisch die einzige Kraft war, die auf eine Intervention drängte“.

Ein grundsätzliches Problem ist es, wie in Fragen, bei deren Entscheidung es um die Wirksamkeit des Heiligen Geistes geht, die zahlenmäßige

Mehrheit maßgebend sein kann. Verständlicherweise wurde seitens der Minorität beim Konzil das Prinzip der Unanimität, der Einstimmigkeit, geltend gemacht mit der Begründung, „daß der Glaube der Kirche weder ein Gegenstand sei, über den abgestimmt werden könne, noch auch eine Sache autoritativer Verordnung, daß vielmehr seine Unverfügbarkeit gerade in der nicht-manipulierten Übereinstimmung aller zum Ausdruck komme“ (174).

Unverkennbar ist in dieser Darstellung die Zielbewußtheit des Papstes. Am 1. März 1870 ordnete Pius IX. an, daß dem im Januar verteilten Schema „De ecclesia Christi“ eine Definition der Unfehlbarkeit einzufügen sei. In einem eigenen Abschnitt „Verhärtung bei Pius IX.“ (185–189) weist Schatz „eine innere Verbitterung“ gegenüber der Minorität nach, „die er im ersten Konzilsmonat nur künstlich und willentlich durch Bemühen um Freundlichkeit etwas zurückzuhalten vermochte“. Was den Papst verständlicherweise erregen mußte, war der Umstand, daß „die innerkirchlichen Vorgänge sich mit der öffentlichen Diskussion und der außerkonziliaren Opposition verquickten“. Doch dies ging ja nicht nur auf das Konto der Minorität. Der nächste Eingriff des Papstes erfolgte am 27. April mit der Anordnung, daß die Definition der Unfehlbarkeit bei der Diskussion des Kirchenschemas separat zu behandeln sei. Diese Entscheidung weist über den zweiten Band hinaus, der aber mit einem positiven Ereignis schließen kann, mit der drei Tage zuvor, am 24. April, einstimmig verabschiedeten Konstitution „Dei Filius“.

Damit war die Beratung des Schemas „De doctrina catholica“ gegen den Rationalismus abgeschlossen, die am 28. Dezember 1869 begonnen hatte und am 10. Januar 1870 mit der Zurückweisung des heftig umstrittenen Textes an die Glaubensdeputation unterbrochen worden war (81–94). Schatz beurteilt die Konstitution insofern positiv, als neuscholastische Passagen im ursprünglichen Text zurückgedrängt und „Tendenzen, die Autorität des Lehramtes zu überziehen, ... zurückgewiesen wurden“. Zwischen „Rationalismus“ und „Fideismus“ sei ein breites Feld offengeblieben, das erst im Antimodernismus eingeengt wurde. Kritisch vermerkt der Verfasser, daß im Stil der Wendungen gegen Atheismus, Pantheismus und Materialismus noch an der „Fiktion der Societas christiana“ festgehalten wurde. Als noch nicht ganz überholt muß die Bemerkung verstanden werden, es werde in dem Dokument übersehen, wie oft „in der Geschichte zeitbedingte Darstellungen der Glaubenswirklichkeit ... in Konflikt mit der Wissenschaft geraten sind“ (352–355). Was Klaus Schatz hier vorlegt, ist die Frucht einer ebenso fleißigen wie geschichtsverständigen Arbeit. Man kann dem dritten Band mit Spannung entgegensetzen.

Oskar Köhler

¹ Ignatius von Loyola: Briefe und Unterweisungen. Übers. v. Peter Knauer. Würzburg: Echter 1993. 995 S. (Deutsche Werkausgabe. 1.)

² Klaus Schatz: Vaticanum I. 1869–1870. Bd. 2: Von der Eröffnung bis zur Konstitution „Dei Filius“. Paderborn: Schöningh 1993. XVIII, 405 S.